

Christel Hopf

Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung

Herausgegeben von Wulf Hopf
und Udo Kuckartz



Springer VS

Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung

Christel Hopf

Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung

Herausgegeben von
Wulf Hopf und Udo Kuckartz

 Springer VS

Christel Hopf († 2008)
Berlin, Deutschland

ISBN 978-3-658-11481-7 ISBN 978-3-658-11482-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-11482-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Katrin Emmerich, Stefanie Loyal

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	VII
<i>Wulf Hopf</i>	
Christel Hopfs Schriften zu Methodologie und Methoden im Kontext ihres wissenschaftlichen Werdegangs	1
Soziologie und qualitative Sozialforschung	13
Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung	47
Norm und Interpretation. Einige methodische und theoretische Probleme der Erhebung und Analyse subjektiver Interpretationen in qualitativen Untersuchungen	81
Fragen der Erklärung und Prognose in qualitativen Untersuchungen. Dargestellt am Beispiel der „Arbeitslosen von Marienthal“	119
Normen und Interessen als soziologische Grundbegriffe. Kontroversen über Max Weber	135
Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung	155
Zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland (<i>zusammen mit Walter Müller</i>)	167

Forschungsethik und qualitative Forschung	195
Qualitative Sozialforschung zwischen nomothetischen und idiographischen Vorgehensweisen. Methodologische Überlegungen	207
Veröffentlichungen von Christel Hopf	231

Vorwort der Herausgeber

Wohl niemand hat die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung in den 1980er und 1990er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland so stark geprägt wie Christel Hopf. Sie hat in ganz besonderer Weise qualitative empirische Forschung und methodische Reflexion miteinander verbunden und sich in der Methodensektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mit der zu dieser Zeit dominierenden quantitativen Forschung auseinandergesetzt. Christel Hopf war in erster Linie eine sozialpsychologisch orientierte *Forscherin*, d.h. ihr Interesse galt vorrangig den substanziellen soziologischen Fragen. Unter den Themen, die sie bearbeitet hat, waren die Themen Nationalsozialismus, Rechtsradikalismus und Entwicklung autoritärer Persönlichkeit diejenigen, die sie über lange Zeit am stärksten fesselten, ja man kann mit Fug und Recht sagen, diese waren – in wissenschaftlicher Hinsicht – ihre eigentlichen Lebensthemen. Aus der Logik der sich in diesen Feldern stellenden Fragen erschien es ihr auf der Hand zu liegen, dass man mit standardisierten, quantitativ ausgerichteter Forschung nicht sehr weit kommen würde, sondern dass hier qualitative Methoden – zum Beispiel zur Erfassung der Motive und der Besonderheit persönlicher Entwicklungen – notwendig wären.

Christel Hopfs Weg in die qualitative Forschung wurde eindeutig von den inhaltlichen Fragen angetrieben; seit den Anfängen ihrer Forschung hat sie die methodische Vorgehensweise reflektiert und immer wieder kritisch hinterfragt. Sie hat kein eigenes Lehrbuch der qualitativen Forschung verfasst, sondern genau die Methodenthemen in Einzelbeiträgen fokussiert, die in ihrer jeweils aktuellen Forschung anstanden. Die erste Arbeit dieser Art „Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung“ war der praktischen Durchführung qualitativer Interviews gewidmet. Sie versucht hier anhand zahlreicher Beispiele Fallstricke und Probleme der Interviewführung in qualitativen Interviews im Detail zu beschreiben. Die in diesem Aufsatz geschilderten Probleme sind heute nicht weniger aktuell als vor mehr als 30 Jahren, dafür sind die

auch heute sehr zahlreichen Bezugnahmen auf diesen Artikel der beste Beleg, und der dort von ihr geprägte Begriff „Leitfadenbürokratie“ gehört heute zum Standardvokabular. Überhaupt sind die methodischen Themen, die bei Hopf im Fokus waren, weiterhin von großer Relevanz, etwa die Fragen der Entdeckung von Regelmäßigkeiten und der Verallgemeinerung in der qualitativen Forschung. Leider hat Christel Hopf nie ein Methodenlehrbuch geschrieben. Vielleicht hätte sie es gerne gemacht, aber als dann nach ihrer Emeritierung möglicherweise Zeit für das Schreiben eines Lehrbuchs gewesen wäre, erkrankte sie schwer und verstarb 2008 im Alter von 66 Jahren.

Natürlich können wir mit dieser Zusammenstellung von Artikeln, die in renommierten wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind, diese Lücke nicht füllen, aber mit dieser Edition möchten wir Christel Hopfs nach wie vor hoch interessante Einzelbeiträge zur Methodologie und zu den Methoden qualitativer Forschung in gesammelter Form einem breiteren Publikum zugänglich machen. Neben der unverminderten Aktualität der Themen, die Christel Hopf behandelte, ist auch ihr ganz persönlicher wissenschaftlicher Werdegang zeitgeschichtlich und professionsgeschichtlich höchst interessant. Es war die sozialpsychologisch orientierte Forschung der emigrierten deutschen Sozialwissenschaft sowie die Autoritarismusforschung von Adorno und anderen, woran sie anknüpfte. Dass sie Mitte der 1960er Jahre für den linken Berliner Asta journalistisch aktiv wurde, ist nun gewiss kein Zufall. Knut Nevermann, mit dem sie gemeinsam forschte und das Buch „Wie kamen die Nationalsozialisten an die Macht. Eine empirische Analyse von Deutungen im Unterricht“ publizierte, war Asta-Vorsitzender der Freien Universität gewesen.

Anders als viele andere Kolleginnen und Kollegen in der qualitativen Forschung kam Christel Hopf nicht von einer bestimmten Position, etwa von Alfred Schütz oder Karl Mannheim aus und hat aus dieser Position heraus ihre Methoden entwickelt, sondern sie kam von den substantiellen Forschungsfragen. Sie war zutiefst der Überzeugung, dass gute Methoden, etwa solche der Interviewführung, nicht notwendigerweise mit einer bestimmten Weltsicht oder einem Bekenntnis zu einer wissenschaftlichen Schule einher gehen müssen, sondern dass es einen selbstständigen professionellen Bereich von Methoden gibt, der auch im universitären Studium einen gebührenden Platz einnehmen sollte. Dabei war es ihr selbstverständlich, dass in der Hochschulausbildung quantitative und qualitative Methoden gleichrangig zu behandeln wären.

Editorische Notiz

Für diesen Band haben wir insgesamt neun Beiträge ausgewählt, und zwar nach dem Kriterium, dass es sich um solche Beiträge handeln sollte, die Christel Hopfs eigenständige methodische Positionen besonders gut deutlich machen. Dies gilt prototypisch für „Soziologie und qualitative Sozialforschung“, der Einleitung zu dem gemeinsam mit Elmar Weingarten herausgegebenen Band „Qualitative Sozialforschung“, der Ende der 1970er Jahre große Verbreitung fand und u. a. den Ansatz der „Grounded Theory“ erstmals in der Scientific Community in Deutschland bekannt machte.

Ferner wollten wir auch exemplarisch ihr Engagement in der Profession deutlich machen, deshalb die Auswahl des gemeinsam mit Walter Müller verfassten Beitrags „Zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Deutschland“, der an vielen prominenten Stellen, unter anderem in dem von Bernhard Schäfers herausgegebenen Band „Soziologie in Deutschland“, erschienen ist. Dem Engagement in der Profession zuzurechnen ist auch der ausgewählte Aufsatz „Forschungsethik und qualitative Forschung“, einem Resultat der intensiven Mitarbeit von Christel Hopf in der Ethik-Kommission der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Die Verschränkung von substantieller Forschung und Methodenfragen ist für Hopfs Arbeiten besonders typisch. Wir wollten deshalb einen hierfür charakteristischen Beitrag auswählen. Dafür eignen sich prinzipiell die Methodenkapitel der Forschungsarbeiten, etwa aus dem bei Juventa erschienenen Band „Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer“. Ausgewählt haben wir schließlich den Aufsatz „Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung“, in dem das Konzept einer theorieorientierten qualitativen Sozialforschung entwickelt wird. Der Aufsatz entstand im Rahmen des DFG-Projektes „Soziale Beziehungen in der Familie und die Entwicklung autoritärer Dispositionen“. In diesem Projekt erstellten Hopf und Mitarbeiter auch ein ausführliches Methodenmanual, das die äußerst sorgfältige und reflektierte methodische Vorgehensweise verdeutlicht. Das Manual existiert nur als graues Papier; es kann von den Herausgebern als PDF-Datei angefordert werden.

Die Reihenfolge der Beiträge in diesem Band richtet sich nach der Chronologie des Erscheinungsdatums. Dies schien uns nach reiflicher Überlegung doch die bessere Lösung gegenüber einer nach Themen geordneten Reihenfolge zu sein. Vorangestellt ist Wulf Hopfs Darstellung des wissenschaftlichen Werdegangs von Christel Hopf; hier wird der Entstehungskontext ihrer Arbeiten zu Fragen der Methodologie und Methode näher beleuchtet. Abgeschlossen wird dieses Buch durch eine Zusammenstellung ihrer Publikationen.

Die meisten Arbeiten lagen leider nicht in digitalisierter Form vor, sodass wir zunächst über Einscannen, OCR-Umwandlung und intensives Korrigieren von

Fehlern eine Digitalfassung erstellt haben. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden so beibehalten, wie sie im Original waren. Gleiches gilt für Fußnoten, Endnoten, Textauszeichnungen sowie Abstracts – wenn bspw. im Originalbeitrag mit Fußnoten gearbeitet wurde, haben wir dieses beibehalten; war ein Abstract vorangestellt, so haben wir dies übernommen.

Danksagung

Wir möchten uns sehr herzlich beim Springer VS Verlag für die Unterstützung dieses Projektes bedanken. Im Zeitalter der Beschleunigung, in dem immer mehr Bücher publiziert werden und die Neuauflagen in schnellem Rhythmus auf den Markt kommen, stellt es schon eine Besonderheit dar, einen solchen Band zu verlegen, der auf den ersten Blick ein wenig aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Herzlichen Dank an Andreas Beierwaltes, den Editorial Director Social Sciences & Humanities, der das Wagnis eingegangen ist, ein solches Projekt auf den Weg zu bringen und an Katrin Emmerich, die als Lektorin die Realisierung engagiert unterstützt hat. Für die intensive Lektüre und die zahlreichen Anregungen sind wir Sibylle Paulsen, Anne Kuckartz, Camilla Kuckartz und Martin Kronauer zu Dank verpflichtet.

Wulf Hopf und Udo Kuckartz, Berlin im September 2015

Christel Hopfs Schriften zu Methodologie und Methoden im Kontext ihres wissenschaftlichen Werdegangs

Wulf Hopf

Die in diesem Band zusammengestellten Aufsätze Christel Hopfs zur Methode und Methodologie qualitativer Sozialforschung stellten einen eigenen Schwerpunkt ihrer Arbeit dar, standen aber zugleich mit den Fragestellungen und Inhalten ihrer unterschiedlichen empirischen Untersuchungen in enger Beziehung. Wenn man sich die Liste ihrer Veröffentlichungen unter der Frage ansieht, in welchem Maße sie aus Projekten entstanden sind, dann zeigt sich, wie sehr das wissenschaftliche Werk durch ihre meist längerfristigen empirischen Projekte geprägt wurde. Auch ihre berufliche Entwicklung war deutlich durch die Arbeit an empirischen Projekten bestimmt. Christel Hopf war theoretisch sehr interessiert, aber nicht an verselbständigter Auseinandersetzung mit „Ansätzen“ der Soziologie. Ihre Bücher und Aufsätze stellen in der Regel unterschiedliche Formen der Verarbeitung von Projekten dar: mehr theoretisch und theoriegeschichtlich in der Vorbereitungsphase, inhaltliche und methodische Teilaspekte oder Zwischenergebnisse während der Projektarbeit und abschließende, breiter angelegte Projektauswertungen, häufig in Buch-Form.

Bevor auf ihr Verständnis von „qualitativer Sozialforschung“ und ihren Beitrag dazu eingegangen werden soll, ist es deshalb sinnvoll, sich die Abfolge, Themen und Kontexte ihrer empirischen Forschungen vor Augen zu führen. Ich habe als ihr Ehemann an dieser Entwicklung sehr intensiv teilgenommen. Ich habe miterlebt, wie engagiert, unabhängig und konsequent sie ihre Fragen verfolgte und dabei offen für die Beiträge anderer Fächer als Soziologie blieb. Daher schreibe ich dieses Kapitel nicht als außenstehender Beobachter. Die Nähe geht bis in die Sprache hinein, wenn ich von „Christel“ spreche und gelegentlich den vollen Namen nenne.

Einstieg in die Wissenschaft an der FU Berlin

Christel strebte zunächst keine wissenschaftliche Tätigkeit an. Als wir uns Mitte der 60er Jahre im Studium kennenlernten, wollte sie Journalistin werden und betätigte sich neben dem Soziologiestudium in Berlin (FU) zeitweilig als Chefredakteurin des „FU-Spiegels“, der das Sprachrohr der linken Studenten in den 60er Jahren war. Die politische Kritik der 68er am Springer-Konzern und ihr frühes Interesse an „Kulturindustrie“ führte sie zum Thema ihrer organisationssoziologischen Diplomarbeit (1969, bei Renate Mayntz-Trier: Zieldefinition und Prozesse der Zielverwirklichung in Zeitungsverlagen).

Die erste empirische Untersuchung, an der sie – im Anschluss an das Soziologie-Diplom an der FU Berlin – teilnahm, war eine Organisationsanalyse des Bundespresseamtes (BPA), die im Jahr 1969 unter Leitung von Renate Mayntz-Trier stattfand. In dem kurzen Bearbeitungszeitraum von einem Jahr standen drei Themen im Mittelpunkt: der Prozess der Umsetzung der Ziele des Amtes; die tatsächlichen Entscheidungs-, Kontroll- und Kommunikationsstrukturen und die Mitglieder des BPA (Auswahl, Karrieremuster, Arbeitszufriedenheit, Einstellungen). Die eher „qualitativen“ Methodenanteile der Studie lagen bei den ersten beiden Themen, die „quantitativen“ vor allem bei der Stichprobenbefragung der Mitarbeiter. Eine Folge dieser Projektarbeit lag darin, dass sie Christel Hopfs schon vom Studium herrührendes Interesse für Organisationen, die Situation der in ihnen abhängig beschäftigten Mitarbeiter (vgl. ihre Dissertation; den Machiavellismus-Aufsatz in der Mayntz-Festschrift) und die Frage der Regulierung von Handeln durch Normen und Interessen bestärkte.

Nach dem BPA-Projekt arbeitete sie bis 1971 als Hilfskraft bei der Vorbereitung eines DFG-Projekts von Lothar Hack, der am Institut für Soziologie der FU Berlin tätig war. Das Projekt wurde später (1978) als „Leistung und Herrschaft“ veröffentlicht. An der sehr aufwendigen, langen Erhebungs- und Auswertungsphase nahm sie nicht mehr teil, sondern führte ein eigenes empirisches Dissertationsprojekt (1971–1973) in einem Berliner Bezirksamt durch. Lothar Hacks Projekt fiel in eine Zeit, in der am Institut für Soziologie der FU eine Strömung der Marx'schen Theorie dominant war, die vor jeder empirischen oder historischen Analyse und vor jeder politischen Schlussfolgerung die gründliche Rekonstruktion der Marx'schen Theorie forderte. Das galt auch für die „Bewusstseinsformen“ der abhängig Beschäftigten. Dieser vom „Projekt Klassenanalyse“ propagierten Auffassung stand eine empirisch-soziologische Auffassung von Klassenbewusstsein gegenüber, die im Sinne der Kritischen Theorie Anschluss an die Psychoanalyse suchte. Hack (wie auch Hartmut Neuendorff) setzten der rein begrifflichen Ableitung von Bewusstseinsformen von Arbeitern ein Konzept empirisch aufzufindender „subjektiver Relevanzstrukturen“ (Hack) bzw. „Deutungsmuster“

(Neuendorff) entgegen, die empirisch aus Antworten auf offene Fragen zu gewinnen waren.

Im Rahmen des Projekts hatte Christel Hopf Mertons und Kendalls „fokussiertes Interview“ kennengelernt; sie hat die Methode dann in ihrer Dissertation und im Anschluss daran in späteren Projekten angewandt und modifiziert. Dabei hat sie eine zunehmende „Entschlackung“ von Elementen standardisierter Interviews in den Leitfäden bzw. eine deutliche Trennung von Leitfaden-Interview und solchen Teilen der Erhebung vorgenommen, in denen standardisiert/geschlossen gefragt wurde. Inhaltlich steht ihre Dissertation in der Tradition von Arbeiterbewusstseins-Analysen und exploriert Dimensionen des politisch-gesellschaftlichen Bewusstseins von unteren und mittleren Beamten und Angestellten des Staates. Stichworte waren: Bedeutung subjektiver Situationsdefinitionen (statt nur objektiver Merkmale) für politische Einstellungen; Gleichgültigkeit gegenüber den besonderen Inhalten der Arbeit vs. Identifikation mit den Inhalten; Erfahrbarkeit von Herrschaft. Zugleich deutet sich aber an, was später in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten rücken sollte: die Vermittlung derartiger politisch-öffentlicher Einstellungen und Handlungen mit der Biographie und der psychischen Verfasstheit.

Forscherin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

1974 nahm Christel Hopf eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Berlin) an, und zwar in der von Ingo Richter geleiteten Abteilung „Organisation, Recht und Verwaltung des Bildungswesens“. Die dort tätigen Juristen Ingo Richter und Knut Nevermann hatten sich der empirischen Verwaltungsforschung geöffnet und suchten eine Soziologin oder einen Soziologen, der oder die zusammen mit ihnen die Frage klären sollte, auf welche Weise die Schulaufsicht „Kontrolle“ über die einzelnen Schulen bzw. die dort tätigen Lehrerinnen und Lehrer ausübte. Diese Frage kam den organisationssoziologischen Interessen von Christel entgegen. Sie hatte sich schon länger mit der Frage beschäftigt, auf welche Weise Organisationsleitungen es schaffen, die Konformität ihrer Untergebenen gegenüber den Zielen und Kontrollwünschen „von oben“ durchzusetzen. Diese Frage hatte sich dramatisch und völlig destruktiv im Nationalsozialismus gestellt. Sie stellte sich aber auch unter günstigeren gesellschaftlichen Bedingungen, in einem Handlungsfeld wie dem der Schulverwaltung, bei dem hierarchische und professionelle Logiken aufeinander treffen.

Die methodischen Erfahrungen aus diesem Projekt verarbeitete Christel in dem häufig zitierten Aufsatz „Die Pseudo-Exploration“ (1978), der in diesem Band abgedruckt ist. Sie wandte dabei eine Form methodischer Reflexion an, die sie bei Mertons und Kendalls frühen Arbeiten zum „fokussierten Interview“ kennenge-

lernt hatte: den sorgfältigen Vergleich unterschiedlicher Interview-Passagen im Hinblick auf die Ermöglichung oder Verhinderung von grundlegenden Zielen offener Interviews. Das Ergebnis war nicht einfach eine Kunstlehre des „richtigen“ oder „falschen“ Interviewens, z. B. der Vermeidung von „Leitfadenbürokratie“, sondern eine Sensibilisierung für die Probleme dieser Gesprächsform. Aus der Zusammenarbeit mit Elmar Weingarten entstand in dieser Phase der einflussreiche Reader über „Qualitative Sozialforschung“, der den deutschen Leserinnen und Lesern wichtige Beiträge zur qualitativen Forschung aus den USA in übersetzter Form zugänglich machte. Das Spektrum der Beiträge reichte von Barton/Lazarsfeld, Becker/Geer über Merton/Kendall bis zu einem Schlüsseltext der qualitativen Sozialforschung von Glaser und Strauss: „Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie“.

Das Thema der Durchsetzung bestimmter Lesarten der gesellschaftlichen Realität in hierarchischen Organisationen beschäftigte Christel Hopf, zusammen mit Knut Nevermann und Ingrid Schmidt, auch in einer Nachfolge-Untersuchung zu „Schulaufsicht und Schule“. Sie trug den Titel: „Wie kamen die Nationalsozialisten an die Macht. Eine empirische Analyse von Deutungen im Unterricht“ (1985). Im Zentrum der Untersuchung standen die Deutungen, die Geschichts- und Sozialkundeführer über die Ursachen des Aufstiegs des Nationalsozialismus entwickelt hatten und die sie ihren Schülerinnen und Schülern nahebrachten. Als Methode wurden erneut qualitative Interviews eingesetzt. Im regionalen Vergleich und im Vergleich der unterschiedlichen universitären Lehrerbildungen zeigte sich dabei deutliche Unterschiede in den Mustern der Be- und Entlastung unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen bei der Unterstützung des Nationalsozialismus. Vom allgemeinen Gegenstandsbereich aus – Deutungsmuster – knüpfte Christel damit an die Interessen der frühen 70er Jahre an, „Gesellschaftsbilder“ zu erfassen. Das methodische Problem lautete jetzt genauer, wie „kollektive Muster“ oder „Regeln“ im Rahmen qualitativer Forschung ermittelt werden können. Während sich der Aufsatz über die „Die Pseudo-Exploration“ (1978) auf das *Führen* von Interviews bezog, verlagerte sich das Interesse nun auf die *Analyse und Auswertung* offener Interviews.

In dem in diesem Band wieder abgedruckten Aufsatz „Norm und Interpretation“ (1982) geht es um die Frage, wie man bei Nutzung von Leitfadeninterviews mit offenen Fragen „kollektiv verankerte“, nicht rein idiosynkratische Deutungen im transkribierten Text herausfinden kann. Ein ähnliches Problem der Auswertung behandelt Christel Hopf in dem Aufsatz „Normen in formalen Organisationen. Theoretische und methodische Probleme der empirischen Analyse“ (1987). Er entstand im Verlauf eines zusammen mit Ricca Edmondson-Wörner durchgeführten DFG-Projekts. Christel vergleicht in dem Aufsatz von 1987 Ansätze, die sich an „objektiv“ zu beobachtendem Verhalten orientieren, mit Ansätzen, in de-

nen die subjektive Wahrnehmung der Deutung der Beteiligten von der Geltung einer Norm oder Regel eine zentrale Rolle spielt. Eine eindeutige Parteinahme zugunsten der einen oder anderen Strategie findet sich bei ihr nicht, sie weist auf Vorteile und Nachteile beider Herangehensweisen hin und gibt damit wichtige Hinweise auf technische Fragen der Auswertung offener Interviews.

Nach Weggang der Kollegen Richter (1979) und Nevermann (1986) vom MPI für Bildungsforschung und einer allgemeinen Umorganisation des Instituts wurde die Abteilung „Organisation, Recht und Verwaltung des Bildungswesens“ aufgelöst. Christel schloss sich Mitte der 80er Jahre dem von Wolfgang Edelstein geleiteten Bereich „Entwicklung und Sozialisation“ an und begann, sich auf Lehrstühle zu bewerben.

Professorin an der Universität Hildesheim

1989 nahm sie einen Ruf an die Universität Hildesheim an und begann ihre Tätigkeit am Institut für Sozialwissenschaften. Damit waren – im Vergleich zur reinen Forschungstätigkeit am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung – neue Herausforderungen gesetzt: die Entwicklung eines Lehrprogramms in der Soziologie und die Beteiligung an Selbstverwaltung und Prüfungen. Dazu kamen wachsende Aufgaben in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und Gutachter-tätigkeiten für die Deutsche Forschungsgemeinschaft und verschiedene Stiftungen. Innerhalb der DGS war sie Mitglied im Konzil und im Vorstand, bereitete als Sprecherin der Arbeitsgruppe „Methoden der qualitativen Sozialforschung“ (1997–2002) die Gründung einer eigenständigen Sektion vor, war an der Erarbeitung eines „Ethikkodexes“ und eines Konzepts zur Reform der Methodenausbildung beteiligt.

Trotz der Vielzahl neuer Aufgaben stand die Durchführung empirischer Forschungsprojekte weiter im Zentrum ihrer wissenschaftlichen Arbeit: Zum ersten Mal konnte sie relativ frei über Projektinhalte bestimmen und zunehmend jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Projektarbeit beteiligen. Nun nahmen ihre Arbeiten eine entschieden sozialpsychologische Wendung. Sie war schon immer an den sozialpsychologischen Wurzeln des Nationalsozialismus interessiert und hatte sich im Zusammenhang mit dem früheren schulbezogenen Projekt über Erklärungsmuster der NS-Herrschaft in der Schule mit Antisemitismus und Autoritarismus befasst. Die Welle rechtsextremer, fremdenfeindlicher Ausschreitungen Ende der 80er Jahre/Anfang der 90er Jahre stellte einen aktuellen Anlass für die Analyse rechtsextremer Aktivitäten und Einstellungen dar. Ein erstes DFG-Projekt befasste sich mit dem Zusammenhang von rechtsextremen Einstellungen junger Männer und ihren familialen Erfahrungen (1991 bis 1993). Ein

zweites konzentrierte sich auf junge Frauen, ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation und die Herausbildung rechtsextremer Orientierungen (1994–1997). Hinzu traten kleinere Projekte über arbeitslose junge Männer und über die Praxis interkultureller Erziehung in der Hauptschule.

Die theoretische Grundlage all dieser Projekte war die von Bowlby und Ainsworth entwickelte Bindungstheorie, die für Christel Hopf eine entscheidende Alternative zur früheren Autoritarismus-Theorie der Frankfurter Schule darstellte. Diese hatte den klassischen autoritären Radfahrer beschrieben, der auf Schwächere tritt, aber nach oben buckelt. Zeithistorisch gab es jedoch, ihrer Meinung zufolge, neue Erscheinungsformen der Aggression gegen Schwächere, die keineswegs mit Unterwürfigkeit gegenüber Autoritäten einhergingen. Die herkömmliche Theorie der autoritären Persönlichkeit sei, so Hopf, zudem väter-zentriert gewesen, sie berücksichtige zu wenig die frühen Bindungserfahrungen, meist zu den Müttern. Trotz der beträchtlichen Einsichten in familiäre Beziehungserfahrungen habe diese Theorie keinen so methodisch fundierten empirischen Blick für das Familiengeschehen in früher und mittlerer Kindheit, wie ihn die moderne entwicklungspsychologische Kleinkind-Forschung vermittelt.

Die Bindungsforschung, die sie zuvor noch am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung durch Teresa Jacobsen kennengelernt hatte, passte sehr gut in die Auffassung von Sozialwissenschaft hinein, die Christel im Lauf der Zeit entwickelt hatte: Sie ermöglichte in einem politisch-gesellschaftlich relevanten Themenfeld eine theoretisch angelegte Suche nach familial-biographischen Bedingungen politischer und gesellschaftlicher Einstellungen. Die eigene Forschung war also nicht völlig „explorativ“.

Zugleich hatte die Bindungsforschung schon jahrelang differenzierte und subtile Beobachtungs- und Interviewformate entwickelt, mit denen Bindungsverhalten oder die Repräsentation von Bindungsverhalten beschrieben werden konnten. Ein Instrument wie das „Adult Attachment Interview“ entsprach ziemlich genau der Auffassung Christel Hopfs von leitfadengestütztem Interview mit relativ wenigen offenen Fragen, die gründlich exploriert werden können. Überdies lag durch die Auswertungsmanuale eine Methodik der Auswertung vor, sie musste nicht selbst entwickelt, sondern konnte in längeren Schulungs- und Erprobungsphasen (unter anderem bei Mary Main) und in ständiger Rückkoppelung mit erfahrenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erworben werden. Danach konnte sie an Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter weitergegeben werden. Dies war ein ausgesprochen sorgfältiger und anspruchsvoller Prozess, von dem die projektinternen verwendeten, umfassenden „Manuale“ einen Eindruck geben.

Unter Verwendung des Adult Attachment Interviews für junge Erwachsene war die Forschungsgruppe um Christel Hopf in der Lage, unterschiedliche Verarbeitungsmuster kindlicher Bindungserfahrungen zu beschreiben und auf über-

zeugende Weise mit rechtsextremen, fremdenfeindlichen Einstellungen oder toleranteren, pluralistischeren Einstellungen zu verbinden. Dabei zeigte sich empirisch, dass moralische Autonomie bzw. ein instrumentelles Verhältnis der Befragten zu Normen empirisch eine beträchtliche Rolle bei der Vermittlung familiärer Erfahrungen mit späteren politischen Einstellungen spielte. Der Verbindung von Moralentwicklung und Bindung umfassend und vertieft nachzugehen, war daher eine konsequente Folge aus den empirischen Untersuchungen (vgl. Hopf und Nunner-Winkler (Hrsg.) 2007).

Zum Verständnis von Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung

Ihre eigenen Arbeiten hat Christel Hopf stets im Rahmen der „qualitativen Sozialforschung“ verortet. Der gemeinsam mit Elmar Weingarten herausgegebene Reader von 1979 trägt den Titel „Qualitative Sozialforschung“ und noch 2005 wählt sie für einen Aufsatz den Titel „Qualitative Sozialforschung zwischen nomothetischen und idiographischen Herangehensweisen“. Dieser Aufsatz ist erstmals in diesem Band abgedruckt. Mit der Bezeichnung „qualitative Sozialforschung“ verband sich für sie zweierlei: (1) keine sehr enge Koppelung an die Grundsatzfrage, was Gegenstand der Soziologie sei und wie man diesem mit einem *bestimmten* Methodenkonzept am besten gerecht würde. „Qualitative Sozialforschung“ konnte sehr unterschiedliche Methoden des Interviews, der Beobachtung, der Dokumenten- und Bildanalyse unter sich vereinen. Zugleich aber (2) eine Frontstellung gegen das „Lager“ der Vertreter quantitativer Methoden und einer entsprechenden Wissenschaftstheorie. Auf beide Aspekte soll der Reihe nach eingegangen werden.

Offenheit der Methoden

Christels Verständnis von qualitativer Sozialforschung beruhte nicht auf einer engen Koppelung mit der Frage, was Gegenstand der Soziologie sei. Darin unterschied sie sich von Autoren wie Wilson, für den das „normative Paradigma“ der Gesellschaft fast zwangsläufig mit quantitativ-standardisierenden und das „interpretative Paradigma“ mit Texten und ihrer Analyse verbunden ist.

Ihr Verständnis von qualitativen Methoden war weniger paradi-gmenorientiert und auf den ersten Blick pragmatischer. Für sie war völlig evident (und musste nicht mit einer anspruchsvollen allgemeinthoretischen Herleitung begründet werden), dass bestimmte Fragen, die Soziologen und Soziologinnen empirisch

verfolgen, nur in offenen Frageformaten beantwortet werden können, in denen sich die Befragten differenziert, biographiebezogen und spezifisch mit den Impulsen der Interviewerin bzw. des Interviewers auseinandersetzen. Die soziale Situation, die einer solchen Auffassung „offener“, aber vom theoretischen Interesse der Interviewer her gelenkten Interviews zugrunde lag, ist eine bestimmte Form des Gesprächs, das sich nach drei Seiten abgrenzt: Es ist kein Gespräch, das der *Abfrage* von Informationen dient, wie etwa beim standardisierten Interview mit meist vorfixierten Antwortmöglichkeiten in der Survey-Forschung. Es ist auch kein völlig „offenes“, den Einfällen der Beteiligten schlicht nachgehendes Alltags-Gespräch. Und es hat drittens nicht den Zweck, durch einen geeigneten Anfangs-Stimulus Erzählungen zu generieren und am Laufen zu halten (wie das narrative Interview). Demgegenüber ist das Gespräch, das mit Hilfe einer bestimmten Abfolge offener Fragen („Leitfaden“) geführt wird, ein „fokussiertes“ Gespräch. Die Fokussierung ergibt sich durch das Thema des Interviews und das theoretische Interesse der Sozialforscherin/des Sozialforschers. Dieses Interesse schlägt sich in den verschriftlichten offenen Fragen des Leitfadens und in den nicht-verschriftlichten, weil situativ entstehenden Nachfragen des Wissenschaftlers, nieder.

Der von Christel Hopf so überaus geschätzte, geradezu als Vorbild für eigene Überlegungen dienende und ins Deutsche übersetzte Aufsatz von Merton und Kendall „The Focussed Interview“ beschrieb diese Grundkonzeption des Forschungsgesprächs und erörterte seine Probleme. Bei Merton und Kendall war das fokussierte Interview im Rahmen der Massenkommunikationsforschung methodologisch als Alternative zur quantitativ-experimentellen Erforschung der Wirkungen der Massenkommunikation auf ihre Rezipienten gedacht und praktiziert worden. In Christels Hopfs Aufsatz zum Interview löst sie sich von der Bindung an diese sehr spezielle Ausgangslage der Massenkommunikationsforschung, behält aber die Koppelung von Fokussierung und Offenheit bei. Auf diese Weise wird einerseits ein theoretisches Interesse realisiert und andererseits, zu den Befragten hin, *deren* besondere Auffassung erkundet. Christel hielt sich von der Frage fern, ob die von ihr praktizierte Form qualitativer Forschung der quantitativen Methodik „überlegen“ sei, weil sie anders als die quantitative Empirie auf einem begründeteren Verständnis „des Sozialen“ beruhe. Sie akzeptierte für bestimmte Fragen, die nur mit standardisierten Instrumenten für eine große Zahl von Befragten/Texten beantwortet werden können, die quantitativ-statistisch ausgerichtete Empirie, auch wenn sie für sich qualitative Herangehensweisen bevorzugte und ergiebiger fand.

Diese Einstellung zum „Methodenstreit“ erlaubte ihr dreierlei: Sie erkannte früh das Potential von Forschungen, die zugleich mit quantitativen und qualitativen Methoden arbeiten. Vorbild war für sie hier die „Authoritarian Personality“ von Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson und Sanford. Sie nahm diese Untersu-

chung als Ausgangspunkt ihrer eigenen Rechtsextremismus- und Ethnozentrismus-Forschungen und würdigte diese Arbeit in mehreren methodisch ausgerichteten Artikeln. Zweitens hatte sie keine Bedenken, in vorwiegend qualitativ arbeitenden Studien gelegentlich auch standardisierte, testartige Einstellungsformate zu benutzen. Und drittens hatte sie auch wenig Bedenken, qualitativ gewonnenes und interpretiertes Material am Ende zu quantifizieren (wenn es ihr für die Forschungsfrage nötig erschien, vgl. die Rechtsextremismus-Arbeiten). Ihre Offenheit gegenüber quantitativen Methoden zeigte sich auch daran, dass sie mit eindeutig quantitativ arbeitenden Soziologen wie Walter Müller gut kooperieren konnte (vgl. den in diesem Band abgedruckten Artikel über quantitative und qualitative Methoden in Deutschland).

Abwehr des Dominanzanspruchs quantitativer Methodik

Die Anerkennung der Verdienste quantitativer Verfahren dort, wo sie sinnvoll sind, bedeutete jedoch nicht, dass sie die Position quantitativ arbeitender Soziologen akzeptierte, qualitative Methoden seien gerade mal für die Exploration des Forschungsfeldes nützlich, während ansonsten – nach der Formulierung exakter Hypothesen – die quantitativen Methoden und ihre Methodologie überlegen seien. Diese Position fand sie überheblich. Sie hat sie nicht geteilt, sondern die Bedeutung qualitativer Verfahren für die Hypothesen- und Theorieentwicklung jenseits der nur feld-erschließenden Exploration betont. Darüber hinaus hat sie organisations- und ausbildungspolitisch daran mitgearbeitet, dem quantitativen Mainstream ein eigenständiges Gewicht qualitativer Methoden innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie entgegenzusetzen. Zudem betrachtete sie eine anspruchsvolle Ausbildung in qualitativen Methoden für Soziologinnen und Soziologen als unbedingt erforderlich,

Dem Dominanz-Anspruch der quantitativ, statistisch und experimentell ausgerichteten, dem Popper'schen Wissenschaftsverständnis verpflichteten Methodiker trat Christel Hopf in unterschiedlichen Kontexten, auf unterschiedliche Weise entgegen. In einem sehr kleinen Ausschnitt der Sozialwissenschaft, bei der bis zum heutigen Tag unvollständigen deutschen Übersetzung des Klassikers „The Authoritarian Personality“ bemängelte sie zum Beispiel wiederholt, dass der theoretische Teil und die quantitativen Ergebnisse der Skalen-Befragungen (zu großen Teilen von Adorno stammend) im Vordergrund standen, während die grundlegenden, auf qualitativen Interviews fußenden Kapitel von Else Frenkel-Brunswick vernachlässigt worden waren. Sie sah hierin nicht nur eine wissenschaftliche Abwertung qualitativer Forschung, sondern auch eine soziale Ausgrenzung weiblicher Wissenschaftler. Das galt besonders für jüdische und linke Wissenschaftle-

rinnen wie Else Frenkel-Brunswik und Marie Jahoda, die in den 30er Jahren zur Emigration gezwungen worden waren.

Die Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Vorurteil, qualitative Forschung sei allenfalls in der Phase der Exploration eines Forschungsfeldes sinnvoll, bestimmte Christels Methodenverständnis in einem umfassenden Sinn. Wie in diesem Band dokumentiert, kam sie in ihrer wissenschaftlichen Arbeit immer wieder auf die Frage zurück, inwiefern qualitative Verfahren der Hypothesenüberprüfung und der Erklärung und Prognose dienen können – d. h. Teilen des Forschungsprozesses, den die quantitative Methodologie stets für sich reklamiert hatte. Sie *übernahm* damit Kriterien, die sich für alle empirisch und theoretisch arbeitenden Sozialwissenschaftler gleichermaßen stellten. Ihr kam es darauf an zu zeigen, dass qualitative Sozialforschung sehr wohl der Hypothesenprüfung, der Erklärung und Prognose dienen kann. Sie vollzog damit gerade nicht den grundlegenden Bruch im Wissenschafts- und Gegenstandsverständnis, der für einen erheblichen Teil der gegenwärtigen interpretativen und hermeneutischen Sozialforschung charakteristisch ist. Die unterschiedlichen Auffassungen kristallisieren sich an drei Stellen: a) Im Verständnis dessen, was „gegenstandsbezogene Theorie“ (Glaser und Strauss) ausmache. Hier hat Christel stets darauf verwiesen, dass im Selbstverständnis dieser Autoren quantifizierende, Zusammenhänge erschließende Aussagen möglich sind. Die „gegenstandsbezogene Theorie“ als „Alleinstellungs-Merkmal“ der qualitativen Forschung zu beanspruchen, erschien ihr damit problematisch. b) In der Einschätzung von symptomatisch ausgewählten, tief interpretierten Einzelfällen als Grundlage für Generalisierungen. Hier hat sie stets die Bedeutung von Verallgemeinerungen über eine Vielzahl von Einzelfällen betont. c) Schließlich hielt sie daran fest, dass über *erzählte* Zusammenhänge hinaus immer eine Überprüfung empirisch auffindbarer Zusammenhänge als Voraussetzung kausaler Erklärungen nötig sei. Hier folgte sie klar Max Webers Auffassung der „Realitätsprüfung“.

Verstehende Soziologie und qualitative Methoden

Im Rückblick wird deutlich, wie sehr sich Christel Hopf als Vertreterin einer „verstehenden Soziologie“ im Sinne Max Webers verstand. Das wird nicht nur in den Aufsätzen sichtbar, in denen sie sich explizit und immer wieder mit Max Weber befasst – „Norm und Interpretation“ (1982), „Normen und Interessen als soziologische Grundbegriffe. Kontroversen über Max Weber“ (1986), „Normen in formalen Organisationen“ (1987), „Qualitative Sozialforschung zwischen nomothetischen und idiographischen Herangehensweisen“ (2005). Ihre eigene empirische Forschung kann in mehrfacher Hinsicht als eine Umsetzung der verstehenden So-

ziologie in die Praxis qualitativer Sozialforschung begriffen werden: Erstens erlaubte ihr die Form leitfadengestützter Interviews mit offenen Fragen und explorativ oder hypothetisch geleiteten Nachfragen eine sehr weitgehende Annäherung an den „subjektiven Sinn“, den die Handelnden mit ihrem Tun oder Unterlassen verbinden, und eine Annäherung an den Sinnzusammenhang, in dem ihr Handeln steht.

Zweitens hat sie in ihren empirischen Forschungen die Aussage Max Webers, dass eine sinnverstehende Soziologie soziales Handeln „deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.“ (M. Weber: Soziologische Grundbegriffe, § 1) sehr ernst genommen. Dies geschieht zum einen durch Aufdeckung des „Sinnzusammenhangs“, in den ein, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach verständliches Handeln gehört. Aber die verständliche Sinndeutung reicht nicht aus – sie muss kontrolliert werden durch den „Erfolg“, den Ausschlag im tatsächlichen Verlauf.

Daher müssen bei einer sinnverstehenden qualitativen Sozialforschung drittens Verfahren etabliert werden, die den realen Verlauf sinnhaften Handelns in irgendeiner Weise abbilden, so dass Regelmäßigkeiten des Handelns und ihre möglichen Ursachen sichtbar werden. Die empirisch festgestellten *Zusammenhänge* zwischen rechtsextremen Einstellungen junger Männer, den von ihnen berichteten Repräsentationen von Bindungserfahrungen in früher Kindheit und moralischen Orientierungen stellen eine solche „Kontrolle“ sinnhaft verständlicher Handlungen dar.

Diese drei, letzten Endes auf Weber zurückgehenden, Grundprinzipien sozialwissenschaftlicher Methodik lagen – häufig explizit, manchmal implizit – den Forschungen von Christel Hopf zugrunde. Man täte ihr unrecht, wenn man ihre Auffassung von qualitativer Sozialforschung als „pragmatisch“ bezeichnen würde. Sie war von einem bestimmten Verständnis von Soziologie geleitet, das weder rein „normativ“ noch rein „interpretativ“ orientiert ist.

Soziologie und qualitative Sozialforschung*

1 Vorbemerkung

Noch bis vor kurzem galt qualitative Sozialforschung als Randphänomen im Forschungsgeschehen. Arbeiten, die sich qualitativer Verfahren bedienen, waren selten; und Texte zur Methode sozialwissenschaftlicher Forschung behandelten qualitative Verfahren nur in knapper Form¹.

Zumindest in einer Hinsicht hat sich diese Situation verändert. Seit Beginn der 70er Jahre gibt es in der Bundesrepublik eine wachsende Zahl qualitativ arbeitender Projekte. Diese Entwicklung hat sich, weil sie zu neu ist, noch nicht in einer entsprechenden Zahl von Veröffentlichungen niedergeschlagen. Sie ist trotzdem auf dem Markt der „grauen Papiere“ oder im Zusammenhang mit Tagungen und Konferenzen, die dem professionellen Austausch dienen, zu erkennen. Arbeitende oder abgeschlossene qualitative Forschungsprojekte gibt es im Bereich der Industrie und Betriebssoziologie², in der Organisationssoziologie³, in der pädagogischen Forschung⁴, in der Erziehungssoziologie und Sozialisationsforschung⁵, in der Stadt- und Regionalforschung⁶ und in anderen Bereichen sozialwissenschaftlichen Arbeitens.

Die Expansion qualitativer Vorgehensweisen war begleitet von einer Kritik an der traditionellen Forschungspraxis und ihrer Bindung an standardisierte Erhebungsverfahren⁷. Sie war nicht in gleichem Umfang von einer methodologischen und methodischen Erörterung der Möglichkeiten und Bedingungen qualitativen Arbeitens begleitet. Arbeiten wie die von Ulrich Oevermann u. a. (1976) oder Fritz Schütze (1976), in denen auf der Grundlage einer Auseinandersetzung mit bestimmten Verfahren oder Forschungszweigen neue Arten des Vorgehens bei der

* Erstmals in: Hopf, C. & Weingarten, Elmar (Hrsg.) 1979: *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta (unverändert abgedruckt in der 3. erw. Auflage).

Erhebung oder Analyse qualitativer Daten entwickelt werden, gehören bislang eher zu den Ausnahmen. Im allgemeinen ist die Diskussion über qualitative Verfahren wenig entwickelt. Das gilt sowohl für die Erörterung des qualitativen Vorgehens in seinen forschungsstrategischen Aspekten – etwa für die Erörterung des Verhältnisses von Theorie und Methode im Kontext qualitativer Forschung – als auch für die Auseinandersetzung mit einzelnen qualitativen Verfahren.

Mit der vorliegenden Textsammlung soll versucht werden, einen Beitrag zur Schließung der Diskrepanzen zwischen Methodenwissen und Forschungspraxis zu leisten. Sie richtet sich an Sozialwissenschaftler, die in der Forschungspraxis stehen und die beabsichtigen, mit qualitativen Verfahren zu arbeiten, oder dies bereits tun; an Universitäts- und Hochschullehrer und an die Studenten sozialwissenschaftlicher Fächer, die versuchen, die Methoden ihrer Disziplin in voller Breite kennenzulernen, und deren Interessen über die Aneignung der traditionellen Forschungspraxis mit ihrer Bindung an Standardisierung, Quantifizierung und komplexe statistische Auswertungsverfahren hinausgehen. Wichtigstes Ziel der Textsammlung ist es, zur Intensivierung der methodologischen und methodischen Diskussion über qualitative Verfahren beizutragen. Erreicht werden soll dieses Ziel vor allem durch die Auseinandersetzung mit vorhandenen Traditionen der Diskussion über qualitative Verfahren, die – bedingt durch Ausbau und Entwicklung der quantitativen Methoden – zeitweilig in Vergessenheit geraten waren.

Daß es solche Forschungs- und Diskussionstraditionen in der deutschen Soziologie der 50er Jahre gab, in der sowohl die Tradition der geisteswissenschaftlichen Philosophie als auch die der Frankfurter Schule ein relativ starkes Gewicht hatten, ist hinlänglich bekannt. Beispiele für entsprechende Untersuchungen sind die industriesoziologischen Arbeiten von Popitz, Bahrdt, Jüres und Kesting⁸, die Untersuchungen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung über Einstellungen zum Nationalsozialismus im postfaschistischen Deutschland⁹ und die von Helmut Plessner geleitete Göttinger Hochschullehrerstudie (1956).

Weniger bekannt ist, daß es in den 40er und 50er Jahren auch in den USA eine verhältnismäßig hochentwickelte Diskussion über qualitative Verfahren gab¹⁰. An dieser Diskussion ist bemerkenswert, daß sie sich nicht auf die traditionell mit qualitativen Verfahren – vor allem mit der „teilnehmenden Beobachtung“ – arbeitende anthropologische Forschung beschränkte oder auf die Chicagoer Schule der Soziologie, die in dem für sie typischen Zusammenspiel von qualitativer soziologischer Deskription und interaktionistischer Theorietradition ein geeignetes Feld für die Diskussion qualitativer Verfahren bildete¹¹. Sondern in die Diskussion über qualitative Verfahren war auch eine Institution einbezogen, die im allgemeinen ausschließlich als Kristallisationspunkt positivistischer Soziologie und quantitativer Verfahren erwähnt wird. Gemeint ist das Institut für angewandte

Sozialforschung an der Columbia-Universität (Bureau of applied social research). Die in der vorliegenden Textsammlung abgedruckten Arbeiten von Barton und Lazarsfeld und Merton und Kendall verdeutlichen, wie stark zumindest in den Anfängen des Instituts qualitativ gearbeitet wurde und wie stark das Interesse an einer Explikation der Probleme und Leistungen qualitativer Forschung war (vgl. entsprechend auch Lazarsfelds Darstellungen der Geschichte des Instituts, 1975, S. 188 ff.).

Wir meinen, daß ein Rückgriff auf diese und vergleichbare Diskussionstraditionen die Auseinandersetzung mit qualitativen Verfahren beleben kann. Zwar haben sich manche Probleme qualitativen Arbeitens angesichts der enormen Erweiterung der technischen Möglichkeiten verändert oder stellen sich in ganz neuer Form – das Tonbandprotokoll hat das Gedächtnisprotokoll vielfach ersetzt, die Video-Aufnahme die eigene Beobachtungstätigkeit etc. Trotzdem haben bestimmte Grundfragen der qualitativen Methode, die in den folgenden Texten behandelt werden, unvermindert Bedeutung. Zu diesen Grundfragen gehört

- a) die Frage nach dem Beitrag qualitativer Forschung zu einer angemessenen soziologischen Deskription. Im vorliegenden Band ist dies unter anderem Thema der Beiträge von Zelditch, Becker und Geer und auch Barton und Lazarsfeld;
- b) die Frage nach der Leistung qualitativer Verfahren für ein hermeneutisches Verstehen und die Frage nach den Störfaktoren hermeneutischer Verständigung. Diese sind unter anderem Thema der Arbeiten von Merton und Kendall; Richardson, Dohrenwend und Klein und auch Becker und Geer;
- c) die Frage nach dem Beitrag qualitativer Forschung zur Hypothesen- und Theoriebildung, die vor allem in den Arbeiten von Barton und Lazarsfeld und Glaser und Strauss erörtert wird.

Ehe wir ausführlicher auf die mit diesen Fragen angeschnittenen Probleme eingehen, scheint es angebracht, präziser darzustellen, was in diesem Band als qualitatives Vorgehen bezeichnet wird; zum einen, um möglichen Mißverständnissen von vornherein zu begegnen, und zum anderen, um die inhaltlichen Voraussetzungen für die dann folgenden Überlegungen zu schaffen.

2 Was ist qualitative Sozialforschung?

Im Zusammenhang mit Diskussionen über qualitative Verfahren tritt häufig ein Mißverständnis auf, das sprachlich durch die Kategorie des „Qualitativen“ nahegelegt wird, die eine durchgehende Distanzierung von jeder Art von Quantifi-